

Dialog im deutlichen Rauschen

HW:

Während mehrerer Rechercheisen auf die Nordseeinsel Sylt betrachteten wir das Meer von der Küste aus. Unser Blick fiel vor unsere Füße auf die Beschaffenheit der Küstenlinien und von dort aus immer wieder in die Weite. Wir sahen Dünen, die mit Strandhafer bepflanzt waren. Sand, der aus weiter entfernten Meeresgebieten abgetragen wurde, um vor die Sylter Küste gespült zu werden. Touristen, die auf Stegen durch die Dünenlandschaften spazierten. Schilder, die uns über Programme des Küstenschutzes informierten. Wir sahen, wie die Ebbe auf der Ostseite der Insel wüstenähnliche Landschaften freilegte. Dann hörten wir das Knistern der Muscheln und Krebse. Vögel, eigenartige Pflanzen, trockene Risse im Boden und Algen weckten unsere Aufmerksamkeit. Im Uferbereich der Wattküste sahen wir ca. 100mx200m große Felder, begrenzt durch doppelte Holzpflöckreihen, zwischen denen zusammengeschnürte Sträucher befestigt waren. Mit zunehmender Dauer unserer Blicke lernten wir, die Spuren zu lesen und das Gefundene mit Sinn zu belegen. Vieles berichtete uns von der gespaltenen Beziehung der Küstenbewohner zum Meer. Und das Meer zeigte sich deutlich in Opposition zum Land. Wir gingen. Und das erschien uns zunehmend bemerkenswert. Irgendwann später wurde in den Zeitungen von acht gestrandeten Pottwalen im Wattenmeer vor Dithmarschen berichtet. Noch später gingen wir auf der karibischen Insel Antigua eine Bucht entlang, die mit Korallenfossilien übersät war. Wir lagen an einem weißen Sandstrand und unsere Blicke fielen auf die Marina, in der Luxusyachten anlegten. Auf den Azoren stürzte das Lavagestein steil hinab in den Atlantischen Ozean. Immer wieder hofften wir, Wale auf ihrer Reise in Richtung Norden zu sehen. Und am letzten Tag unserer Reise betraten wir die jüngste Landfläche Europas.

Nun frage ich mich, ob wir uns zu Beginn wirklich für die Küsten interessiert hatten. War uns vielleicht einfach nichts anderes übrig geblieben in unserer Annäherung an das Meer?

Das Laufen an den Küsten funktioniert gut.
Bei Windstärke 11 kann man kein Gespräch führen.
Was ist mit dem Schaum? Wie riecht der eigentlich?

TG:

Am Anfang haben wir uns nicht wirklich für Küsten interessiert, sondern wollten einfach in der Nähe des Meeres denken und sprechen. Die Küsten waren fast wie eine unübersehbare Blindstelle für mich. Es ging doch eher darum, Meererfahrungen zu machen und mit Literaturen und Filmen in Beziehung zu setzen bzw. abzugleichen. Würden wir etwas Anderes, etwas Eigenes, sehen lernen? Meine erste Aufzeichnung auf Sylt:

Sylt November 2014

Beim ersten Strandgang durch hohe behalmte Dünenlandschaft (befellte Berge) hinab auf Wasserebene. Erstmals das Übliche: ein schönes lautes Meer, ziemlich hohe Wellen, klarer Himmel, ein wenig Treibgut aus der Tiefe. Doch kaum Algen, kaum Geruch. Wir haben Muscheln aus Brasilien mitgebracht und werfen sie ins Wasser. Das Meer schüttelt Geschichte so leicht ab. Unten an den Dünen denke ich, dass es hier leicht in Wüste übergeht. Nur die Wurzelhorizonte des Strandhafers halten die Sandmasse zusammen. Das Meer scheint Raum stetiger Gewalten zu sein. Der Wind, fegt und wächst und schläft wieder ein. Das Meerwasser spült, hält aus, schichtet Sedimente, ist vor allem auch schwere Masse. Das Licht breitet sich aus, streut sich, blitzt gespiegelt. Wolken wandeln, schwinden, wachsen, reißen, senken und heben sich. So breitet sich Zeit aus. (...)

Heute wirkt der Eintrag wie ein erster Gehversuch, wie ein Vokabeltraining oder eine Wahrnehmungsschulung. Oder auch wie eine Positionsbestimmung: Ich erinnere, dass wir am Strand besser verstehen wollten, welche Sehnsucht genau uns DORT hinaus treibt und was all die Seereisenden dort hinaus getrieben hat. Denn schließlich starteten sie alle von einer Küste aus und die Glücklichen riefen irgendwann: „Land in Sicht!“. Viel später schreibe ich an Bord der Chronos:

Tag 6

Ich denke: Was sind wir Landwesen hier für Außenseiter! Unter Anstrengung lernen wir gerade mal von A nach B zu balancieren und auf unser Essen aufzupassen. Die Welt unter uns bedecken wir mit kleinen Geschichten. Je nach Wetter beschichten wir unsere Haut und schlucken Tabletten, tragen Cremes auf und sind schon vollauf beschäftigt mit dem gesellschaftlichen Treiben an Bord. – Sich vor Kopernikus das erste mal von den Küsten abwenden und sich über den unkommunikativen und unkommunizierten Ozean zu bewegen!!! Als erste Kakerlake auf See schlüpfen. Mein Leben ohne Erinnerung an die Ameise auf dem Atlantik. Unsere Spur verliert sich. Keine Welle berührt das Deck.

Und am *Tag 9+x auf See* dann folgender Eintrag:

An Land soll es stinkende Autos geben und man muss höllisch aufpassen, nicht gleich überfahren zu werden. Ich vermisse Vogelstimmen und Hundebellen, Erde in der Hand, Grün in allen Variationen. Ich vermisse den festen Boden unter den Füßen nicht. Werden wir die Azoren beim Näherkommen riechen können?

Die Einträge bezeugen für mich, dass wir lernten, unsere Perspektiven aufzubrechen und zu verrücken, indem wir immer wieder unsere Koordinaten notierten. In einem Script für eine Physikvorlesung an der Universität Osnabrück, finde ich folgende Definition: Eine Küste sei „ein drei-dimensionaler Kampfraum zwischen Atmosphäre, Hydrosphäre und Lithosphäre mit der Biosphäre als einem nicht unbeteiligten Unparteiischen.“ Hier ist Küste ein prozesshaftes System, in dem wir wohl am ehesten die nicht unbeteiligten Unparteiischen wären. Und wenn uns etwas nicht anders übrig blieb, dann war es, das Eine (Meer) nicht ohne das Andere (Land) verstehen zu können. Wir warfen die Muscheln aus Brasilien ins Wasser und freuten uns an der Vorstellung, die globale Zirkulation würde sie wieder zurück tragen.

Doch wie unterschiedlich sich unser systematisches Denken von dem der Physikerinnen? Welche Rolle spielten Phantasien und Wünsche an den Ufern für dich? Warum erwähnst du, dass man bei Windstärke 11 wirklich nicht mehr sprechen kann?

HW:

Ganz sicher gehören wir zu den nicht unbeteiligten Unparteiischen im genannten drei-dimensionalen Kampfraum Küste. Unsere Beteiligung manifestiert sich zum einen natürlich in unserer existentiellen Abhängigkeit von den Sphären, die hier aufeinander treffen. Zum anderen sind wir (und mit uns meine ich jetzt die Menschheit, um die historische Dimension mit einzubeziehen) diejenigen, die die einzelnen Sphären überformen und damit auch die Regeln für ihren Kampf untereinander immer wieder neu mit aufstellen.

Dann sind wir auch noch Theresa und Helena, eine Ethnologin und eine Filmemacherin, zwei Staunende, zwei Fragende, zwei, die sich zwischen Erfahrung und Interpretation ganz freiwillig auf Umwege begeben. Vielleicht ist das der größte Unterschied zu den Physikerinnen, die sich ja in einem sehr bestimmten Rahmen auf die Küsten konzentrieren. Im besten Falle sind die Wege für sie deutlich markiert und führen zu klaren Kategorien innerhalb ihres Fachbereichs. Es ist, als bauten sie mit ihrem Wissen als Material möglichst dauerhafte und funktionale Straßen. Wir bewegen uns hingegen am liebsten auf Trampelpfaden, die temporärer Natur sind. Ob wir die Straßen dann lieber aus der Ferne betrachten oder uns durch das Gestrüpp arbeiten, um uns nah an ihre Ränder zu stellen, entscheiden wir je nachdem. Je nach Wetter vielleicht.

Es mag sein, dass du das Gefundene – die angeschwemmten Korallen, den aufgeschütteten Sand, die Schilder, die Stege – aus deiner Ausbildung heraus eher in seinem Bezug zum Menschen und zu Kulturen betrachtest. Und es mag sein, dass ich das Gefundene aus der Perspektive des Filmischen denke. Welche Bilder, welche Töne, welche Form der Montage am Ende dasjenige erzählen wird, um das es uns dann irgendwann gehen wird. Doch eigentlich scheint das schon lange nicht mehr zu stimmen. Durch unsere Zusammenarbeit ist die Trennung der Perspektiven und Herangehensweisen einfach unwichtiger geworden, ihre Vermengung erscheint uns sinnvoll. Da geht es dann oft kreuz und quer oder eben erstmal an die Küste, um von dort aus das Meer zu betrachten.

Einmal standen wir dort bei Windstärke 11 und beim Versuch, miteinander zu sprechen, verschluckte das laute Rauschen die Sätze. Wir mussten schon mit schützenden Händen direkt in das Ohr der Anderen schreien, um auf sprachlicher Ebene miteinander zu kommunizieren. Oder war es der Wind, der die Sätze auf ihrem Weg von Mund zu Ohr davon wehte? Du fragst mich, warum ich genau diese Situation in einem kleinen Nachtrag erwähne. Ich muss darüber nachdenken und dabei stoße ich auf Verbindungslinien zu anderen Motiven, die uns beschäftigen. Zum Beispiel Wellen. In diesem Fall Schallwellen (und erstaunlicherweise sind wir hier wieder im Bereich der Physik angelangt...), denn sie sind es, die der eine Mund aussendet, um vom anderen Ohr empfangen zu werden. Ich finde einen Zeitungsartikel, der sich

mit der Frage beschäftigt, ob der Wind Musik davontragen kann. Beim Versuch, dieses Phänomen zu veranschaulichen, macht der Autor folgenden Vergleich: „Einen ähnlichen Effekt kann man beispielsweise beobachten, wenn man einen Stein in einen Fluss wirft: Die Wellen breiten sich im Trägermedium kreisförmig aus, gleichzeitig werden die Wellenringe aber auch vom fließenden Wasser weitergetragen.“ Ein Driften des Schalls. Bei meiner weiteren Recherche finde ich heraus, dass die Schallausbreitung auch durch die Lufttemperatur beeinflusst wird. Bei abnehmender Temperatur in der Höhe nimmt die Schallgeschwindigkeit nach oben hin ab und der Schall wird dorthin gelenkt. Dadurch entsteht ab einer gewissen Entfernung eine akustische Schattenzone mit verminderter Hörbarkeit. Dies ist vor allem tagsüber der Fall, da der Boden dann durch die Sonnenstrahlung erwärmt ist. Bei Nacht kehrt sich der Fall um. Die Schallwellen richten sich nach unten, werden gegebenenfalls mehrfach vom Boden reflektiert und seien infolgedessen auch über große Distanzen hinweg gut hörbar. Hatten wir uns an Bord der Chronos nicht gefragt, ob sich der Tag tatsächlich anders anhört als die Nacht? Oder ob es unsere bloße Einbildung sei? Überhaupt scheinen Tag und Nacht in unserer Wahrnehmung, in unserem Material und schließlich in unserer Erzählung eine große Rolle zu spielen.

Was hat es damit auf sich?

„Plötzlich, wenn es wirklich Nacht geworden ist, ist schließlich auch die Erde heller als der Himmel, auch wenn der Augenblick, in dem das kippt, nicht faßbar ist.“

TG:

Eine rätselhafte Antwort auf deine Frage will mir nicht aus dem Kopf und ich weiß gar nicht so genau, wieso sie überhaupt auftauchte. Es ist folgende Szene, die wir in Horta (Azoren) erlebt haben.

Die Fassade des Café Continental bröckelt (Blütezeit vor fast 100 Jahren). An seinen kleinen Holztischen und auf den harten Holzstühlen versammeln sich am jungen Abend philippinische Seefahrer. Sie sitzen über Stunden vereinzelt/gemeinsam mit Smartphones, Tablets, Laptops (wie wir). Die schal werdenden Softdrinks vor ihnen, geben ihnen und dem Café ein Alibi. Sie skypen mit ihren Familien und Freunden, mit ihren Frauen. Sie sprechen nicht miteinander. Im Café es gibt eine versteckte Wandtür zur Küche.

Dieselbe Situation (philippinische Seemänner kommunizieren schweigend mit Zuhause) hatten wir schon in Hamburg gesehen und es gibt sie sicher in vielen Hafenstädten dieser Welt zu beobachten. Wenn ich sie mit deiner Frage nach Tagen und Nächten in Verbindung bringe, fällt mir erst einmal ein, dass sich beim Chat zwei Gegenwarten synchronisieren, die in diesem Fall Tag und Nacht vereinen. Das könnte mich in einer anderen Stimmung dazu veranlassen, über die globale Expansion der gestundeten Zeit, und ihre Rolle für die Navigation – auch für die persönliche – zu schreiben. Doch

mich hält ein anderes Gefühl im Bann, dass sich endlos spiegelt: Die Szene im Café ist nicht das, auf was sie mich im ersten Moment verweist. Sie will verstanden werden und rätselhaft bleiben. Das bringt mich folgendermaßen zurück zum Tag und zur Nacht: Ein und derselbe Ort ist bei Tag und Nacht jeweils ein anderer, ohne dass sich daran etwas im Verborgenen hält! Die Stimmen und Videos der Männer zeigen ihren Familien, Freunden, und ihren Frauen, ihre An- und Abwesenheit an. Das Café ist weiterhin ein Café, denn es wird bestellt und getrunken, doch jede abgetretene Fliese steht für die Vergangenheit von rauschhaften Abenden ein, die hier gefeiert wurden, als die portugiesischen Walfänger noch Beute machen durften. Die geheime Tür in der Wand birgt kein Geheimnis. Und meine Erinnerung an diesen Ort ist wiederum wie eine Dünung, die nicht länger von der Erfahrung selbst angetrieben ist. Ihre Ursache ist bereits außer Sicht und verwandelt.

Bei allem gibt es Rhythmus. (Auch der innere Ozean muss Rhythmus haben.)

Du schreibst auch von driftenden Stimmen. Gehören auch unsere dazu, wenn du sie auf der Tonspur hörst, die jetzt noch über den Bildern liegt? Sind auch sie geisterhaft geworden? Und was hat die Notiz „intime Weite“ auf einer Seite meines Heftes mit unseren Erfahrungen und dem Film zu tun? In welchem Rhythmus changieren diese beiden Zustände in unserer Arbeit?